

in jeder Art
liefert
E. & Co.
Kut
5195
raße 56-58
iller Art

even

ht

eg--

wird
lohnt!

pper

HAUS

ch Frau

ten Frau

ung aus der Fülle von

vorbildlichen Moden

ualitäten zu wählen

antel oder ein Kleid

wird große Freude

O nein — ein so große

Appelrohr. Cöpper ist

ungsfähig und daher

hr preiswert.

en Mittwoch

itung

biesem Tage

Weise am

erbitten wir

achmittags.

n kann Auf-

g vormittag

er Verlag.

naus-Lotterie.

Nachdruck verboten

h hohe Gewinne

gleicher Nummer

b II

16. November 1933

gewinne über 150 M.

51774 31589

96257 22577

03847 107360 149512

82010 83443 85685

6028 216035 226454

44810 388889 397564

7 31212 32985 37327

92183 93972 106078

59037 163183 163815

47878 251382 261748

97220 305992 307389

81486 361176 362263

93452 369674 399906

gewinne über 150 M.

313420 325535

4859 86045 129707

7372 110147 114739

97804 200411 215528

13371 323922 342108

04097

9 24072 24740 30696

71669 81216 84415

39615 136001 141929

80299 182770 185103

02154 211487 217106

80921 228489 292425

11255 311346 321328

44531 358200 363345

91399 399457

zu je 1000 M.

er Nummer in den

L.

01 304545 210573

Freihild-Eddelshausen

L. 14. Dezember 1933

Nr. 316 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 316 — Sonntag, 19. November 1933

Nach langen Jahren.

Ach, noch einmal diese Töne,
die mir Flügel in das schöne
Zauberland der Jugend sind!
Laß sie schwellen voll und leisel
Diese Weise
sang einst deine Mutter, Kind.

Am Klavier, dort in der Nische
saß sie, wenn des Abends Frische
klar ins offene Fenster drang;
golden wob's um ihre Locken,
und wie Glocken
schwebte wogend ihr Gesang.

Ach, das war vor langen Jahren,
eh' ich in die Welt gefahren;
hoch im Sturm noch trieb mein Herz;
aber stets bei ihrem Liede
kam ein Friede
in des Jünglings Lust und Schmerz

Grau jetzt mit gedämpftem Feuer
kehr' ich wieder; die mir teuer
gingen alle fest zur Ruh';
sie auch schläft, die süße Rose,
unterm Moose,
doch ihr Ebenbild bist du.

Singe, Kind, und in die blauen
Augen laß mich tief dir schauen!
Jugendheimwärts träumt mein Sinn,
und von längst verschwunden Lenzen
zieht ein Glänzen
durch die müde Brust dahin.

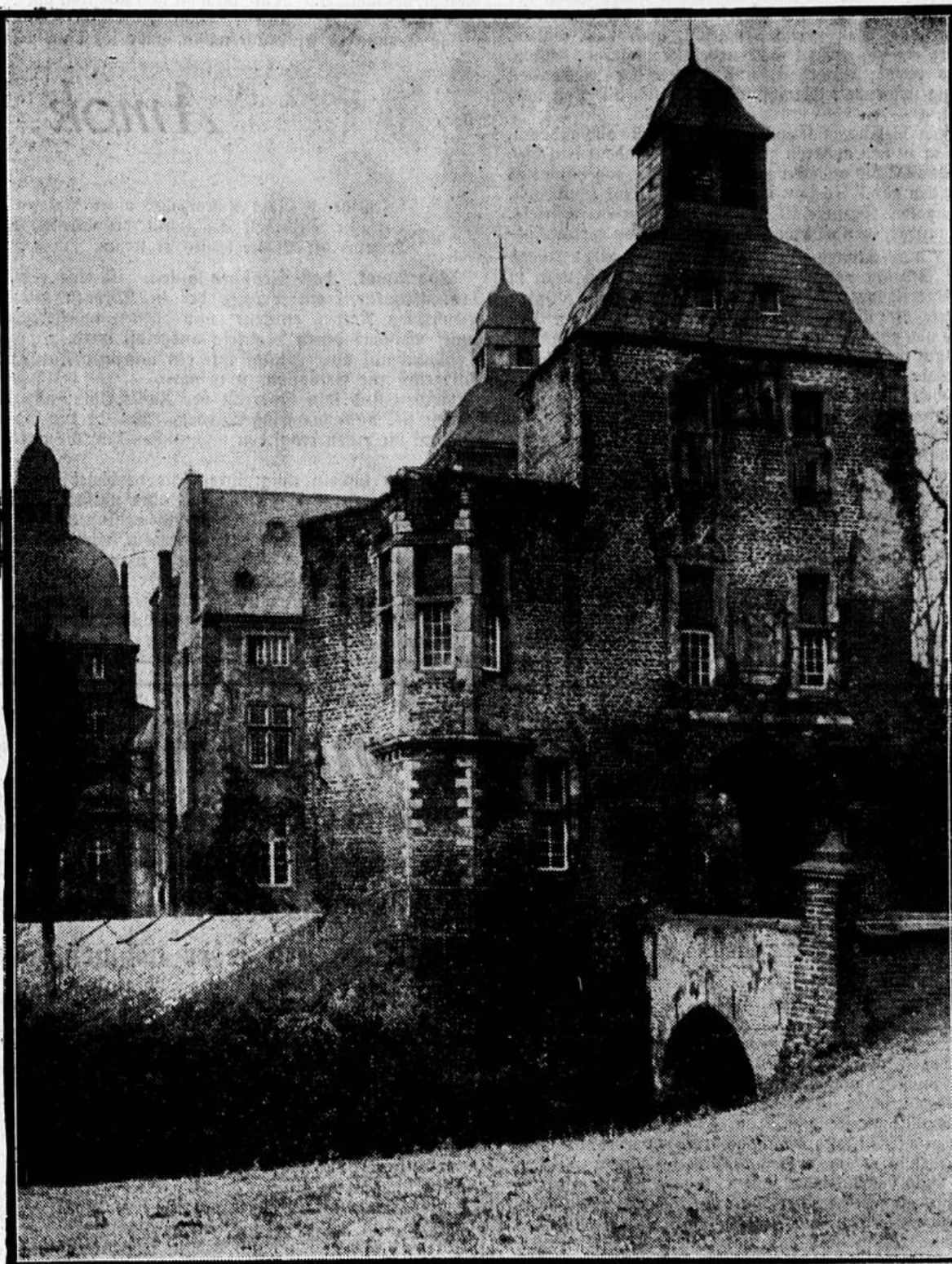
Emanuel Geibel.

Der schöne Edelsitz Millendonk.

Schloß Millendonk ist noch eine von den echten, mittelalterlichen Wasserburgen, wie sie in solcher Schönheit wohl nur hier am Niederrhein vorkommen. Kommt man vom Westen her zu dem Schloß so gewahrt man schon von ferne die beiden gewaltigen Ecktürme, deren wuchtigen Formen hinter einem Kranze hoher Pappeln erkennbar sind. Durch die mächtige Pappelkulisse ist die Wirkung nur noch imposanter. Die beiden Ecktürme haben das Aussehen von riesigen Laternen; von ihnen beschützt, hat sich in dem Schloß ein Stück der Herrlichkeit vergangener Zeiten bewahrt.

Doch ehe man zu dem eigentlichen Schloß kommt, ist da noch das malerische Millendonker Zollhaus in der Bauart eines fränkischen Hofes. An einem Fachwerkgiebel sind die Holzrahmen der kleinen Fenster zu sehen, an denen die Kaufleute ihren Zoll entrichten mußten. Damit der Verkehr auf dem sogenannten Wasserwege ohne Schwierigkeit durchgeführt werden konnte, war an einer Stelle eine Erbreiterung, eine Ausweichstelle ausgeworfen, die heute noch sichtbar ist. In seinem Heimatbuch von Korschenbroich, Kleinenbroich und Liedberg erzählt der Korschenbroicher Lehrer F. Nauen. Wer mit einem Fuhrwerk zuerst an dieser Stelle anlangte, mußte ordentlich in die Peitsche knallen, damit der von der entgegengesetzten Seite kommende Fuhrmann das Signal beantworten konnte, und ein Vorbeifahren in der Ausweichstelle möglich war. Von dieser Gewohnheit wird auch der Knallapphof — beim Durchqueren der Trietniederung in der Hüll mußte man ähnlich verfahren haben — seinen Namen erhalten haben. Bis vor etwa 100 Jahren herrschte auf der damaligen wichtigen Verbindung Neuß-M.Gladbach auf der alten Heerstraße mit ihren Wasserwegen ein reger Verkehr, der in den vergangenen Jahrzehnten auf die neu angelegten Straßen gelenkt wurde.

Hinter dem Zollhaus schlägt der Wasserweg einen leichten Bogen um Schloß Millendonk. Durch eine prächtige Lindenallee kommt man durch die Toreinfahrt und steht dann vor den Wirtschaftsgebäuden. Ueber der Durchfahrt auf einem Architrav steht die Jahreszahl 1705. Daß Schloß Millendonk früher auch durch eine Zugbrücke geschützt war, daran erinnern noch die Löcher zu beiden Seiten des Portals. In denen



Schloß Millendonk bei Korschenbroich

Photo: Pfeiffer

befanden sich die Rollen der Brücke. Heute führt eine Steinbrücke zum Schloß.

Harmonisch schließt sich das Herrenhaus mit seinen rötlich-braunen verwitterten Backsteinen der Klangfarbe der Umgebung an. Kraftvoll und majestätisch sind die Linien und Flächen der Ecktürme, und der Beschauer wird immer wieder von ihnen gefesselt. Für den Historiker ist noch interessant, wie der Bau nicht aus einem Guß entstanden ist, sondern nach und nach geworden ist. Eisenanker in den einzelnen Teilen geben die Bauzeiten an.

Ein trotziger Bursche der Befestigung ist besonders der Götöckige Turm, der auf einem schräg aufsteigenden Basaltsockel steht. Die Ecken sind durch starke Quadern verklammert, und die Fenster teils mit Steinkreuzen versehen. Das gewaltige Mauerwerk schließt durch eine wuchtige Barockhaube mit offener Laterne und einem vielseitigen Häubchen ab.

Der Hauptbau zur Weilerseite hin ist vierstöckig und hat im 2. und 3. Stock schöne gotische Fenster. Eine Freitreppe führt in das Geschoß, in dem sich die Schloßkapelle, ein würdiges Heiligtum mit einem schönen Altar und vielen Gemälden aus der Leidensgeschichte des Herrn, befindet. Ein großer Saal, der Ritter- oder Ahnensaal, nimmt fast den ganzen Hauptbau ein. Bilder der Herren von Millendonk und berühmter Fürsten sowie Bilder holländischer und italia-

nischer Schule beleben das Halbdunkel, durch das der Geist der vergangenen Geschlechter geht.

Vor dem Südteil des Schlosses liegt eine aus Erdreich aufgeworfene Terrasse, an deren Ende sich ein kleiner, gedrungener Recko vor dem gepanzerten Riesen niederduckt. Er soll so niedergedrückt sein, weil sein Helm zerschunden ist, und er bei der Ausbesserung des Schloßdaches etwas stummlich behandelt wurde.

Die gesamte Schloßanlage wird von drei Seiten von der Niers umflossen, auf der einen Seite von einem hufeisenförmigen Burggraben. Immer plaudert noch das Mühlrad der früheren Schloßmühle in der Niers, die durch die Menschen gezwungen wurde, sich so durch das Land zu winden, damit die Wehrfähigkeit der Wasserburg möglichst groß sei. Die neuere Zeit kann über solche Stärke nur lächeln, und darum will auch das Schloß mit Recht von ihr wenig wissen. Es bewahrt in der Stille seine Schätze, und nur die Pappeln rings erzählen noch von der vergangenen großen Zeit.

Zwischenspiel.

Von Werner Deller.

Das war vor zehn Jahren. Als es ziemlich drunter und drüber ging in Deutschland. Als zwischen einer Mark und tausend Mark kein nennenswerter Unterschied mehr war und zwischen zehntausend u. hunderttausend Mark eigentlich nur ein Unterschied in der Zeit. Ein Unterschied von einigen Tagen oder Wochen. Als kein Mensch wusste, wie er von einem Tag in den anderen kommen sollte. Als keiner es wagte, eine Prognose für die Zukunft zu stellen.

Damals war ich Student in Danzig. Damals hatte Danzig noch Währungsunion mit dem Reich, wie es Eisenbahnunion mit Polen hatte. Aber es hatte eigene, freistaatliche Posthoheit.

Und die Post hatte Hochbetrieb. Sozusagen alle vierundzwanzig Stunden gab es neue Gebührensätze, sozusagen alle vierundzwanzig Stunden neue Briefmarken. Es war ein ziemlich weites Feld von der Freimarke zu einer Mark bis zur Freimarke zu einer Million — und zu einer Milliarde. Der Freistaat Danzig aber war klein und die Entwicklung rasend. So geschah es, daß viele Briefmarkenreihen nur in sehr kleinen Mengen hergestellt wurden, daß der Druck von manchen gleich nach dem ersten Anfang wieder eingestellt wurde. Und da alle Welt, vor allem außerhalb Danzigs, auf die neuen Briefmarken des jungen Freistaats sehr verfallen war, entstand eine kaum vorstellbare Jagd nach Danziger Briefmarken, auch nach solchen, die in verhältnismäßig großen Serien herausgekommen waren. Deshalb, das ist die Wahrheit, und wegen der Mehrarbeit durch die ewig steigenden Gebührensätze sah sich die Post nach Hilfskräften um —

Student sein hieß damals, noch viel weniger als alle anderen, von einem Tag zu den anderen zu kommen. Student sein hieß aber auch, mehr als die anderen anpacken können, wo immer es etwas anzupacken gab. So kam ich an die Danziger Hauptpost, auf der Langgasse, Schalter 27, Wert- und Einschreibebriefe. Die Vehrzeit wurde, weil es drängte, auf einen Tag verkürzt.

Da sah ich nun Stunde um Stunde, und wenn es Abend war und die Schalter geschlossen wurden, holte man mich in die Massensammlung. Köpfe voll Einschreibebriefe wurden hier registriert, die nichts als — Briefmarken ins Ausland brachten. So gab es nur wenig Zeit zur Besinnung zu kommen, und das war gut so. Denn gab es diese Zeit, so besann man sich, daß man Hunger hatte. Ob man die Vorschüsse, die man alle acht Tage abholte, in einen Treffer schloß, oder sie am selben Abend „draufmachte“ — am nächsten Tag war alles verdrampft.

Eines Morgens, während die Leute vor den Briefmarkenausgaben Schlange standen, kam ein junges Mädchen an mein in diesem Augenblick leeres Schalter, und eine melodische wohlklingende Stimme sprach mich an: „Ich bitte Sie um Verzeihung“, sagte sie, „ich möchte Sie etwas fragen.“ Und dann fügte sie, ein wenig verlegen, hinzu: „Den Privatmann, nicht dem Beamten.“

Ich war ein wenig durcheinander, denn sie war von großem Reiz und großer Anmut. Aus dem weißen, schön geschnittenen Gesicht, das von blondem Haar umrahmt war, sahen ein Paar

aus meinem Gesichtskreis verschwinden, wie sie darin aufgetaucht war, nichts wissen wollte. So jagte ich ihr denn, wie sehr es mir leid tue, daß ich noch nichts ausgerichtet habe; indessen glaube ich ganz sicher, doch noch eine Fünftausende aufzutreiben zu können. Und ob sie noch einmal wiederkommen wolle?

Während ich das sagte, merkte ich, daß ich verlegen und unsicher wurde, weil mich plötzlich eine große Angst befiel, mein Versprechen nicht halten zu können und bei ihr vielleicht in ein falsches Licht zu geraten. Sie sah mich denn auch groß und unversehens erstaunt an, daß ich dachte, sie glaubt dir nicht, und ich fühlte eine brennende Röte in meine Wangen steigen. Dadurch wurde meine Verlegenheit nur noch größer und vermischte sich mit einem heftigen Mergel über mich selber, was alles in meinem Gesicht, ich fühlte es wohl, auf wenig vorteilhafte Weise zum Ausdruck kam. Ich hatte oft solche Augenblicke und gerade dann, wenn ich sie am allerwenigsten gebrauchen konnte, in denen ich aus lauter Angst um meine äußere Haltung diese Haltung vollends verlor und mich dann nicht viel anders benahm wie der berühmte Elefant in dem berühmten Porzellanladen. So blieben denn auch hier die Scherben nicht aus, und wie aus weiter Ferne hörte ich sie sagen, daß die ganze Sache so viel Aufwand nicht wert sei, und daß sie mir für meine Bemühungen danke. Ehe ich noch zu mir kam und etwas hätte sagen können, war der schwarze Holzkahnen vor mir, den sie jedoch noch mit einem lieblichen Lächeln gefüllt hatte, leer, und ich starrte mit heißen Augen in den Publikumsraum. Dabei hatte ich das Gefühl, als lägen alle Leute mich an und schickten vor Vergnügen über meine Tölpelhaftigkeit. Zum Glück kam bald einer, der meine Dienste in Anspruch nahm, aber ich blieb den ganzen

Tag in einer großen Verlegenheit und Niederdegschlagenheit. Am Abend fehlten in meiner Kasse 50 000 Mark, die ich ersetzen mußte.

Wie immer nach solchen Geschehnissen, hatte ich tagelang darunter zu leiden. Denn nicht nur trauerte ich dem Mädchen nach, das ich nun, obwohl oder weil ich es gar nicht kannte, nur noch mehr idealisierte, sondern ich hatte auch in mindestens demselben Ausmaße mit Sorgen und Gedanken zu tun, daß ich für das Leben untüchtig sei und in entscheidenden Augenblicken immer verlegen werde. Es dauerte eine Reihe Tage, bis ich darüber hinweg war und wieder ruhiger meinen Weg ging.

Es war ein halbes Jahr später, ich hatte längst meinen Ferienpostdienst quittiert, als ich sie auf dem Winterball der Hochschule wieder sah. Diesmal war sie es, die aus dem Erstaunen noch eher als ich in eine merkwürdige Unsicherheit geriet und mir so ein kleines, zur ersten Sicherheit hinreichendes Ueberlegenheitsgefühl verschaffte. Ich tanzte öfter mit ihr an diesem Abend, sie war sehr lebenswichtig und freundlich, und die Erinnerung an unsere alte Bekanntschaft gab die Basis zu mancherlei Unterhaltung. Inzwischen hatte sich vieles verändert, und mit der neu eingeführten, soliden Guldenwährung hatte die Briefmarkenjagd aufgehört. Auch anderes hatte aufgehört, ich spürte es deutlich. Wenn auch die große Sehnsucht ungeschwächt war, so war den noch auch das Innere zu stabileren Verhältnissen gelangt. In diesem Abend verließ mich mein Ueberlegenheitsgefühl nicht mehr. Und als ich mich zu später Stunde von dem Menschen verabschiedete, dessen Wirklichkeit ich nun näher getreten war, schlug ich die Chance, ein Wiedersehen zu vereinbaren, wachen Sinnes in den Wind.

Amok. / Erlebnis auf Bali.

Von Harald Spitzer.

Während seines Aufenthaltes unter Malaien hatte der Verfasser wiederholt Gelegenheit, die Rehrseite des ewigen Lächelns der Südsee kennen zu lernen.

Das Amok, das Menschen-Laufen, ist eine eigentümliche Tropenkrankheit, ein Prozeß, der in Körpern mit schlaffen, zermürbten Nerven entsteht und dessen mörderischer Höhepunkt meistens durch Malaria ausgelöst wird.

Manchmal aber genügt nur ein winziger Funke, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Nerven sind kein Vorrecht der Zivilisation; alle Menschen besitzen sie, auch die Eingeborenen. Nur ist der Ablauf verschieden: die einen reagieren nach außen hin, die anderen nach innen.

Malaien lächeln ewig; ihre Sitte verbietet ihnen, Mergel, Mut und Jörn zu zeigen. Was aber müssen gerade diese Menschen oft an solchem Gift in sich aufstapeln!

Alles in der Welt hat seine Grenzen, selbst das dehnbare Gefäß muß einmal reihen; je mehr man hineinstopft, umso dünner wird die Scheidewand von der Außenwelt und umso weniger bedarf es schließlich für die befreiende Katastrophe.

Dann rast der entfesselte Mensch dahin ... Es war einer jener vernichtenden Tropentage; Sonnen-

gendem Arm, ein langes Messer in der Hand, das in der Sonne blüht.

Ein Hund springt heulend über den Weg; ein Fieb, und die Gedärme quellen hervor.

Weiter!

Ein Malai, dessen Weib, einen Säugling an der Brust, vor der Hölle eingeschlafen ist, wirft sich dem Rasenden entgegen: Fiebe, rechts, links, von unten hinauf! Blut strahlt, Brüllen, ein zuckender Menschenleib liegt am Boden.

Das inzwischen erwachte Weib hat sich gerettet.

Weiter! Nur wenige Schritte vor uns, mit verdrehten, glühenden Augen, weißen Schaum am Mund, die Zähne ineinander verbißen, jagt der Rasende. Blut will er, Tod und Mache! Wir können nicht mehr stehen.

Jetzt stolpert er über eine Rahe, fällt hin, erwischt das Tier und sticht blitzschnell darauf los, immer wieder, wie eine Maschine.

Diesen Augenblick erfassen wir und stürzen uns auf den Malaien.

Er läßt von dem zerfetzten Tierkumpen, wirbelt sein riesiges, bluttriefendes Messer, windet sich in Krämpfen,



Unvermeidbar

sind Alter und Tod. Lebensversicherung ist daher nötiger als irgendeine andere Versicherung. Die volle Summe wird sofort bei vorzeitigem Tode ausbezahlt — spätestens aber im vereinbarten Alter. Lebensversicherung ist der beste Familienschutz, den jeder nehmen sollte und den kein Gewissenhafter aufgibt!

Gemeinschaft zur Pflege des Lebensversicherungsgedankens

lichte, blaue Augen mich bittend an. Und daß sie den Privatmann sprechen wollte, machte mich vollends verwirrt. Ich wußte nicht gleich, was ich sagen sollte, und nicht nur mit dem Kopf: „Bitte! Und dann sagte sie leise, denn es war inzwischen hinter ihr ein Kunde erschienen, und sie schob dabei den Kopf mit dem lieblichen Gesicht ein wenig durch den Schalterahmen: „Haben Sie vielleicht noch einen Fünftausender?“ Die Fünftausender, das waren die großen, silberfarbigen, etwas ganz Seltenes, weil nur winzige Mengen davon ausgegeben worden waren. Oft kamen Leute und fragten darnach. Ich mußte sie immer wieder abweisen.

Obwohl auch jetzt so wenig wie sonst eine Aussicht vorhanden war, noch irgendwo eine Fünftausender zu erwischen, hatte ich plötzlich, ich weiß nicht, woher, den festen Glauben, daß es doch möglich sei. „Es in u f gehen“, dachte ich, und dann sagte ich, während ich mit den Augen auf die wachsende Schär hinterleuchte deutete: „Wenn Sie morgen noch einmal wiederkommen wollen?“ — „Ich wäre Ihnen sehr dankbar“, sagte sie. Sie nickte mir grüßend zu und eilte leichtfüßig davon.

Ihr Bild verließ mich an diesem Tage nicht mehr. Die Milde und Schönheit ihres Gesichtes, die ruhige Klarheit der Augen, der Reiz und die Anmut ihrer Bewegungen, die sanfte Melodie ihrer Stimme, alles blieb mir selbst gegenwärtig und weckte in mir einen Schimmer von Glück und innere Wärme. Immer bin ich zu raicher Begeisterung bereit gewesen. Damals war ich noch keine zwanzig Jahre alt.

Am nächsten Morgen hatte ich in der Danziger Hauptpost so etwas wie eine Hausjuchung und bei einigen Kollegen eine kleine Taschenrevision vorgenommen, ich hatte viel Händeleien und Neugierde wegen meiner so plötzlichen Sammelwut und meines unnatürlichen Eifers über mich ergehen lassen — aber ein silberfarbige war nicht zu finden gewesen. Ich war sehr unglücklich.

Schon früh sah ich ihr leichtes, weißblaues Sommerkleid im Kundentraum hervorgucken, wo sie wartete, bis es an meinem Schalter eine Leere gab. Wieder nahmen ihre äußere Erscheinung und ihre stille, vornehme Art mich ganz gefangen, und wenn ich vorher noch geistig abwesend war, so wußte ich jetzt, was ich sagen würde. Obwohl es nach meinen Ermittlungen ausgemacht schien, daß sie geradezu unerreichbar — versuchte ich, mir einzureden, daß ich doch noch eine ausfindig machen könne, und daß es nur dem Mädchen zuliebe geschehe, wenn ich die Sache noch nicht aufgab. In Wirklichkeit aber geschah es, weil ich von dem Gedanken, meine Besucherin könne ebenso schnell

glut saugte die letzten Kräfte aus allem Lebendigen, und dazu grünte höhnisch ein teuflisch blauer Himmel.

Wir saßen zwar im Schatten einer Bambushütte, der uns aber gegen den tödlichen Brand in der Luft wenig schützte. Das Malaienweib schien ausgehorben; nur hin und wieder ein Geräusch, das Leben verriet.

Die Männer arbeiteten auf den Reisfeldern, die Frauen und Kinder lagen in ihren Hütten. Wir dösfen, rauchten Zigaretten und erzählten uns von der Heimat.

Ich war mit einem holländischen Ingenieur zufällig vorbeigekommen, und wir hatten hier den deutschen Doktor getroffen; drei Europäer also auf dieser fremden Erde.

Pflichtig fahen wir auf: Keine entstand Lärm, Schreie von Frauen, noch unverständlich ...

Wir bliden uns an: Feuer?

Jetzt ertönt wild und warnend der Holsaong: Bom-bom-bom! Die Frauenschreie kommen näher, gellend, verzweifelt, in Todesangst; plötzlich hören wir: „Amok! Amok!“

Der Gong rast. Da biegt er schon um die Ecke: ein schmaler, kleiner Malai, mit eingezogenem Kopf und schwin-

keucht, knirscht, stemmt sich, fährt herum und sticht, wie eine Schlange, zwischen unsere Körper, mehrmals; überall Blut!

Endlich ist es uns gelungen, seiner Herr zu werden. Ein Malaienweib bringt Stricke; er wird gebunden.

Jetzt erst sehen wir: dem Ingenieur ist die eine Hand verlegt, der Doktor hat Schnittwunden in den Beinen, mir wurde ein Stück vom Arm aufgeschliffen.

Später erführen wir den Grund dieses Amoks: der Malai war von der Arbeit in die Hölle gelaufen, um sich Tabak zu holen; seine Frau hatte ihn verlegt.

Dafür brach sie sterbend zusammen.

Unterwegs fiel der Amokwilde an, was ihm in den Weg kam.

Zwei tote Menschen gab es, zwei tote Tiere und viele Verletzte. Ein verlegter Tabaksbeutel, das war der ganze Anlaß!

Jener winzige Funke, das letzte, kleine Gifttröpfchen in das überbottete Herz eines unglücklichen Menschen. Keine Malai, nur jahrelange Seelenmarter.



„Ja, — fahr' du doch, wenn du es besser kannst.“

(Aus „Sondagsnisse-Strig“.)

Unpolitische Chronik

Num. 19. November 1933

„Maden in Jorgon“ schon in Mainz!

Dieser Tage habe ich einen netten Schrecken bekommen; da fiel mir ein kleines Spielzeug in die Hände, auf dem „Maden in Japan“ stand. Erst noch vor ein paar Wochen hatten wir gemeint, daß die japanische Konfuzius sich in Deutschland nicht so schnell ausbreiten oder auch nur auswirken würde, als wir schon feststellen mußten, daß sie schon da ist.

Da stand es nämlich harmlos auf einem bunten Kreisel „Maden in Japan“; ausgerechnet auf Spielzeug, in denen Deutschland einen besonders guten Ruf auf der ganzen Welt hatte und hat.

Der Laie (— zu denen zähle ich mich gerne in Sachen der Weltwirtschaft und Wirtschaftspolitik —) hat kein Verständnis dafür, daß solche Spielzeug von Japan nach Deutschland importiert werden müssen, wie etwa dieser Kreisel; er kostet ganze 10 Pfennige, und kein Händler wird daran sterben, wenn er solchen Kreisel nicht führt oder durch einen anderen ersetzt. Daß ausgerechnet schon Kinder Spielzeug von Japan nach Deutschland importiert werden muß, das ist fast tragisch; das ist besonders dann tragisch, wenn man weiß, daß die japanische Exportfähigkeit hauptsächlich dadurch entsteht, daß dort die Kinder, bei den jüngsten angefangen, zur Arbeit in einer Weise mißbraucht werden, die nichts mehr mit Humanität zu tun hat. Außerdem zahlt Japan an erwachsene Arbeiter Löhne, die gar keine Löhne sind, die für eine Handvoll Reis reichen, genug, um nicht gerade zu verhungern.

Aber diese Dinge gehören nicht in die unpolitische Chronik; wohl gehört die heraldische Bille und die Mahnung hierher, bei den bevorstehenden Tagen des Kindes (St. Nikolaus, Weihnachtsfest) doch mit darauf zu achten, daß wir für unsere deutschen Kinder deutsche Dinge kaufen, und nicht ausländische oder gar japanische, an denen die Seufzer mißbrauchter Kinder hängen, Spielzeug, die unseren deutschen Brüdern irgendwo im Erzgebirge, in Nürnberg oder wo sonst auch immer Spielzeug gemacht wird, Arbeit und Brot genommen haben.

Diese Einwände müssen genügen, uns die Augen zu öffnen, obwohl man noch manches zu diesem Thema sagen könnte.

Geistbesessene mußte ab weichen.

Die Heidelberger Stadtverwaltung hat auf Anregung des Verkehrsvereins etwas ganz Schönes beschlossen; sie will jeden Studenten, der mehr als 4 Semester in Heidelberg studiert, zum Stadtbürger ernennen, und für diese innere Würde will sie eine Ehrenurkunde in mittelalterlicher Schrift versehen, damit der Student auch etwas besitzt, das er getrost nach Hause tragen kann.

Aber damit ist das Maß stadtbürgerlicher Sorge noch keineswegs erschöpft; die Stadtverwaltung will sogar den Mufensöhnen, die sich mindestens 3 Monate Semester lang ehrlich bemüht haben, sowohl Wissenschaften zu erwerben als auch die etwaigen Monatswechsel der Heidelberger Wirtschaft zuzuführen, an jedem Geburtstag einen Karte gruß schicken; und solche Aufmerksamkeit ist geradezu großartig.

Und solches Beispiel wird und sollte seine Folgen haben; es auch in irgend einer Form für Neuzugewandene ist, das müßte unter Verkehrsamt erst einmal unterfuchen. Schließlich sind wir in Neuzugewandene in der Stadt; die Heidelberger wollen damit die Studenten von der Gewohnheit heilen, dort nur einmal soeben im Vorbeigehen Student zu sein, wenn die Weichen bläuen, zu einer Zeit also, wo es in Heidelberg besonders schön sein soll. Die „Zauberin am Redarstrand“ hat also ganz offensichtlich den Glauben an die anhaltende Macht ihres Zauberkraftes verloren; sie wird real, real allerdings mit einem Schuß Sentiment; denn die Postkarte am Geburtstag oder Namenstag ist ja doch noch kein Werkstück, und auch die Bürger-Urkunde läßt sich nicht mit einer Hypothek belasten; für uns ist nur sichtbar, daß Heidelberg natürlich unter dem Absterben der Studenten-Romantik zu leiden hat; die Großstadt-Universitäten sind gefragt, und es geht den deutschen Studenten heute weniger darum, von sich behaupten zu können, daß sie in Heidelberg Student waren, vielmehr haben sie andere Sorgen.

Wir aber wollen Heidelberg Erfolg und Glück wünschen zu diesem jedenfalls sehr eigenartigen Experiment. Wenn wir dann wieder mehr und mehr hören, daß jemand sein „Herz in Heidelberg verloren“ hat, — es braucht nicht gerade „in einer lauen Sommernacht“ gewesen zu sein, dann denken wir an diese Maßnahme der lieben guten Stadt Heidelberg, während wir uns an ihr hängen und intensiv darüber nachdenken, ob man nicht etwas Ähnliches mit oder für Neuzugewandene; aber schließlich ist das nicht unsere Sache. Warum sollen wir uns anderer Leute Kopf zerbrechen?

„Kollisionsworte von Benzolmischungsabba.“

Am vergangenen Dienstag sind die Heimatkundigen zur neuen „Zaion“ gestartet; unter dem Motto „Kollisionsworte von Benzolmischungsabba“ ging die Reise los.

Für „Fremdlinge“ muß man zuerst einmal ehrlich überlegen, was denn eigentlich „Kollisionsworte“ und „Benzolmischungsabba“ heißt, — um nicht in den Verdacht zu kommen, man gehörte einem Geheimbund an.

„Kollisionsworte“ heißt richtig Latrinalwasser, es war der Rektor (lieber Seher, bitte nicht „Rektor“) unserer Zugen, der Schrecken der Mütter, die abends sozusagen mit dem Messer oder mit dem „Schab“ die Folgen solchen Genusses befeigten mußten; das Rezept soll der Nachwelt überliefert werden, selbst für den Fall, daß ich mir damit die Todesstrafe mancher Mutter zuziehen werde; also man nehme:

Ein Stück Latz, tue es in eine wohlgeschützte Medizinflasche, fülle Wasser darauf und schüttle die ganze Geschichte solange hin und her, bis die Sache an dem flüssigen dunkler und dunkler wird; dann bildet sich gleichzeitig Schaum, und wenn sich genügend Schaum gebildet hat, dann tut man entweder den Stopfen oder den Deckel des Gefäßes zu und entfernt den Flaschenhals und „nagelt“ darauf los, bis

man die Rippen 10 Zentimeter im Vorgelände stehen hat; Kollisionsworte ist etwas besonders Feines, ein Hochgenuss für die ganz großen Kenner irdischer Freude, ein unsagbar schönes Beschäftigungsspiel, das es verdient, vor dem Vergessenwerden gerettet zu werden.

Mit dem Benzolmischungsabba ist die Sache etwas einfacher; Benzolmischungsabba — das sind die Konditorei-Abfälle, die sich dort sammeln; wir bezogen diese Ware früher von Fischer, die die Burger Regeln machten; wenn man Glück hatte, so fand man auch einmal ein Stück Marzipan oder sonst etwas Besonderes in diesem Sammelstadium vom Tisch des Reichen; besonders hoffähig war diese Art von Genuss natürlich nicht; aber daran haben wir uns nicht gestört; hier gab die Menge den Ausschlag, und für 5 Pf. gab es eine gewaltige Menge Benzolmischungsabba, die Hauptmünze zu solchem Genuss war das 2-Pfennigstück: „für zwei kleine Benzolmischungsabba“, das war die handelsübliche Bezeichnung, woraufhin unter die Kollisionsworte gezeichnet wurde, wo sich die Menge in einer Spitzhüte fertig gepackte befand.

Neulich war es, dieser Spitzhüte unten die Spitze abzubringen und die natürliche Trichterform dazu zu benutzen, das Benzolmischungsabba dorthin zu befördern, wohin es gehörte, in den Mund.

Wenn man das liegend tat, wenn man das im grünen Gras liegend tat, irgendwo am alten Hafen oder vor der Stadt, dann hatten sozusagen alle Sinne ihr Hochgefühl; die Augen schwebten im Blau des Himmels, der Geruch witterte Hebräerischen in dieser hoffnungsvollen Lüge, der Geschmack war am meisten beteiligt, fura, es war eine ganz großartige Sache, auch wenn nicht gerade irrtümlich einmal ein richtiger „Knubbel“ Marzipan in die Riste Benzolmischungsabba geraten war.

Na ja — es war herrlich, wenn man auch oft husten mußte, weil einem das „Paniermehl“ in den Hals gekommen war. Zudem ist dies hier so genau vermerkt und skizziert, erfüllt es den Wunsch eines Lesers, der mir schreibt:

„... aber mein Lieber, woher soll ich wissen, was „Kollisionsworte“ und „Benzolmischungsabba“ heißt; handelt es sich um einen Negerdialekt oder um irgend etwas, was wir nicht wissen können...“ Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen...“

Und da haben wir uns denn hier in der unpolitischen Chronik diesen leidenden Mitmenschen erbarmt; nun weiß er, worum es sich handelt; nun ist er auch einen Meter näher an das Reuher Herz herangekommen worden, von dem man sagt, daß es nicht leben nimmt; aber in diesem Falle wird wohl das Wort Goethes Geltung haben dürfen:

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen...“

Die „unpolitische“ Trolch.

Vor einiger Zeit quoll neue Weisheit aus Zeitung und Radio, eine Weisheit, die immerhin unvollständig wirken konnte; ein gelehrter Professor gab dort die Feststellung von sich, daß man mit viel weniger Schlaf auskommen könne, wenn man das Schlafen nur richtig mache.

Wir normalen Zeitgenossen pflegen, sofern wir die frühesten Jugend hinter uns haben, um 9, um 10 oder um 11 Uhr zu Bett zu gehen; es soll auch Leute geben, die grundsätzlich noch später in das Bett gehen, sei es, daß sie andere mahnende Beschäftigung zu verrichten haben, sei es, daß sie später Gesellschaft mit sich oder mit anderen Zeitgenossen huldigen, sei es, daß sie eben grundsätzlich nicht früh in das Bett gehen wollen. Für den Zubettgehenden gibt es keine besonderen Vorschriften; wohl wissen wir — und die meisten haben es schon am eigenen Leibe verspürt — daß man Schlaf nicht gut entbehren kann, ja, daß unterlassene Nachtruhe irgend welche Störungen zur Folge hat, wenn sie sich auch nur in jenen Erscheinungen äußern, die wir — unter bestimmten Voraussetzungen — „Kaffeinmangel“ zu nennen pflegen.

Der weise Professor hat festgestellt, ja, er hat es sogar an sich und anderen Mitmenschen erprobt, daß wir unseren Bedarf an Schlaf vollkommen und hundertprozentig decken, wenn wir von abends 7 Uhr bis nachts 11 Uhr schlafen. Nach 4stündigem Schlaf ist man dann frisch wie ein Fisch im Wasser, so sagte der Professor, und dieser Tage habe ich Versuch auf der Redaktion gehabt, der mir diese Behauptung bestätigte; da es sich um einen durchaus glaubwürdigen Menschen handelt, der mir das gesagt hat, so bin ich der Pflicht und der Sorge entbunden, dieses Experiment machen zu müssen.

Wir, die wir zum Nachdenken neigen, wenn es sich auch nicht immer lohnt, fragen uns natürlich sofort: „Schön, aber was soll ich abends um 11 Uhr tun?“

Angenommen, wir hätten uns von 7—11 Uhr abends guten und erquickenden Schlafes erfreut und erhoben uns nun zu neuem Tagewerk, nein, sagen wir Nachtwerk. Was aber — Freunde, Männer, Soldaten, Frauen und Mädchen, sollen wir mit dem gewaltigen Rest an Zeit, der uns nun bleibt, tun? Hauptächlich erhebt sich die Frage, was sollen wir tun, bis es wieder Tag wird?

Wie sollten wir die Lichteinwirkung, B. bezahlen, die sich nun vor uns aufstellt, die in gar keinem Verhältnis zu der Freiheit steht, in der wir uns nun nach nur vierstündigem Schlaf befinden.

Bei näherem Zusehen muß man ja zugeben, daß die Rechnung des Oberhäupters Professors eine gewaltige Umwälzung zur Folge haben kann, wenn sich erst 30—50 Prozent unserer Mitmenschen nach den Anweisungen des 4-Stündenschlafes richten würden; über mir würde ab 11 Uhr Klavier gespielt oder gefungen werden, neben mir würde vielleicht sogar ein Blasorchester — frisch ausgeschlafen und gut gekräftigt — seine Probe abhalten, und die Märsche oder der Marsch in den Händen nunmehr in fröhlichem Verein mit dem Orchesterbänder nachts um 2½ Uhr antönen, das Theater müßte morgens um 4 Uhr in gewissen Fällen beginnen, und wenn sich die Familie nicht auf eine gemeinsame Zeit der Nachtruhe einigen wollte, so würde es fortwährend Betrieb geben, der Kaffee würde nicht mehr kalt werden, das Radio würde immer aufhören, seine Töne von sich zu geben, und es könnte uns passieren, daß Tante Enterpe eines Nachts um 3½ Uhr zu Besuch käme, weil sie eben sich

in der Zeit von 7—11 Uhr abends ausgeschlafen pflegt; Keryta würden die Sprechstunden (Samstags ausgenommen) von nachts 2—3 und mittags von 2—3 abhalten, der Regellub würde meuchlings eingehen, wenn er seine Zeiten nicht vom Abend fortverlegt, und der Statilub „Grand aus dem Lamang“ würde ebenfalls große Schwierigkeiten haben, wenn die Schlafzeiten nicht im Statut festgelegt würden. Der einzig lächelnde wäre das städtische Betriebswerk (sofern man das von einem Betriebswerk sagen kann), das den elektrischen Strom oder das Gas zu liefern hat, die Petroleumfirma, die uns das Öl auf die Lampe gießt, während wir nach kurzer Zeit — bestimmt — wieder reumütig zu den alten Lieberlieferungen zurückkehren würden.

Nur Naturwärmer könnten Nutzen von der Entdeckung haben; ihren nächtlichen Vollmondwanderungen wird es besser gehen, wenn sie sich dem neuen Schlafgebrauch unterwerfen, uns aber würde es weniger Freude machen, wenn solche nächtliche Wanderer mitternächtlicherweile ausmarschieren und dabei jängeln: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn entgegen...“

Wir zweifeln nicht an der Wichtigkeit der Feststellung des schlafkundigen Professors; aber wir bedauern sie doch auch. Weil wir eben die erschütterlichen Folgen sehen: Man will uns — die Nachtruhe nehmen!

Diaz.

Zivilisation und Kultur.

(Neue Spitzfindigkeiten zu einem alten Thema.)

Von Dr. Karl Schorn.

Kultur, auch ohne Zivilisation, vermag sich wohl zu vollenden; Zivilisation ohne Kultur aber ist ein leerer, laienhafter Betrieb, eine sinnlos vorwärtstreibende Maschine. Die Zivilisation hat uns Grammophon, Rundfunk und Tonfilm beschenkt; die Kultur braucht mit der Musik nicht bis dahin zu warten.

Zivilisation an sich bedeutet Emanzipation der Menschheit von den Lebensweisen; ein Sinn und damit Zweck des Lebens sind erst mit der Kultur gegeben.

Eine niedere Stufe der Zivilisation ist noch nicht Anzeichen einer niederen Stufe der Kultur; auf Kultur, auf dem Boden aber findet das nur-zivilisatorische die hemmungslosesten Entfaltungsmöglichkeiten.

Ohne Zweifel waren die eiszeitlichen Höhlenmenschen und zivilisierte Jäger und Nomaden; durch ihre Kunst aber waren sie Kulturschöpfer ersten Ranges; in ihnen gibt es heutigen Tages höchstzivilisierte Gentlemen, die kulturlöse Barbaren sind.

Kultur verjüngt und erneuert das alte Angesicht der Erde; Zivilisation pudert und schminkt ihr das junge Barbarenantlitz.

Zivilisation vermag von ihrem Träger nichts auszusagen; Kultur sagt von ihrem Träger alles aus.

Die Zivilisation erfindet Verkehrs- und Gebrauchsformen; Kultur schafft Ausdrucksformen.

Zivilisation ist export- und importfähiges Fertigfabrikat; Kultur muß im Lande selbst geplant werden, um zu wachsen und Früchte zu bringen.

Die Möglichkeit einer uniformen Weltzivilisation besteht und geht ihrer Verwirklichung entgegen; der Gedanke einer uniformen Weltkultur ist ohne Sinn.

Zivilisatorische Entwicklung vollzieht sich blind; Zufall spielt in ihr eine große Rolle; und niemand vermag heute zu sagen, was morgen sein wird; Kultur aber bedarf der Schauen, der Seher; sie entfaltet sich rhythmisch; im Samen von heute ist schon die Art der Blüte von morgen gegeben.

Zivilisation hebt sich Stufe um Stufe selbst auf; sie wirft ihr geschichtliches Erbe hinter sich als abgestorbene Ballast; wird sie einmal vernichtet, so fehlen die Unterlagen zu ihrer Wiederherstellung; Kultur aber wurzelt in ihrer Vergangenheit, zieht Lebenskräfte aus ihr; wird sie einmal zerstört, so vermag sie aus ihren Resten, aus Wurzeln und Samen neu aufzusprießen.

Eine Lokomotive aus dem Jahre 1900, eine Flugmaschine aus dem Jahre 1914 sind längst überholte lächerliche Angelegenheiten geworden; in ihnen haben die 2000 Jahre alten Sagen der Edda, der 3000jährige Homer und die 4000 Jahre alte Bibel nichts von ihrer Gültigkeit verloren.

Zivilisation ist eine fortschreitende Aufgabe, eine Reihe, die im Unendlichen aufgehen soll; Kultur ist fortschreitende Sich-Selbsterfüllung, eine Gleichung, die auf jeder Stufe aufsteht.

Doch auch die Zivilisation ist eine Gleichung, die restlos aufgelöst, indem sie mit der Sinnen nimmt, was die Rechte gegeben hat; sie macht den Menschen schneller, seine Zeit aber kürzer, und der Weg bleibt derselbe; sie gibt hohe Löhne, fordert gleich hohe Preise, und ihre Angestellten haben nichts gewonnen; sie ist eine einzige ungeheure Inflation; ein Vogel, der den eigenen Schwanzfedern entziehen und den eigenen Schnabelwind überholen möchte.

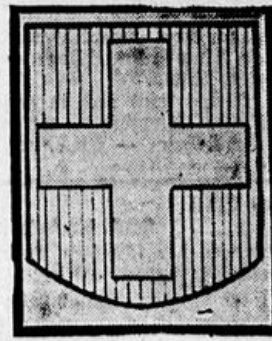
Kultur verlangt zwar ihre Zeit, macht aber den Menschen ewig.

Ziel der Zivilisation ist der Höchsterford, der ein endliches, aber stets unerreichtes Ziel darstellt; Ziel der Kultur ist ein vollkommener Afford, der ein unendliches, doch immer wieder erreichtes Ziel darstellt.

Zivilisation ist ein Begrenztes, das sich ins Grenzenlose hinaus verliert; Kultur ist ein Grenzenloses, das sich im Begrenzten findet und verwirklicht.

Ohne Gut will er nicht fahren.

Die Kraftdroschen in New-York sind verhältnismäßig niedrig gebaut. Deshalb war Herr William Hamilton sehr erfreut, als er gelegentlich eines kürzlichen Aufenthalts in London bemerkte, daß die entsprechenden englischen Fahrzeuge höher sind. Man kann in ihnen bequem den Zylinder aufbehalten. Das gefiel dem Amerikaner so gut, daß er alsbald auf die Suche nach einer derartigen Drosche ging und in der Tat für 120 Mark ein solches Vehikel auftrieb. Daß es schon 15 Jahre alt und nicht mehr im besten Zustande war, tat weiter nichts. Hamilton nahm die alte Drosche mit sich in die Neue Welt und fährt jetzt stolz durch die Straßen, als Einziger, der seinen Zylinder im Wagen auf dem Kopfe hat.



**Von Duisburg über Magdeburg nach Zürich.
Zum 18. Male gegen die Schweiz.**

Der Ballspielverein trifft möglichen in Rath auf einen alten Bekannten, gegen den er schon häufig mit wackelndem Giebel gekämpft hat. Morgens ist die Stadt nicht genug um alle Kräfte anzupannend, die umgebenden Eie mit nach Neuh zu verfrachten. Hinteher hat sich die Neuh dafür auch auf fremdem Gelände. Es wahrscheinlich wird ja nimmermehr aus der Eie sich genügend „e gelassen“ haben, um für die nötigen Erfolge sorgen zu können.

Wenn wir den Rathes Gegner für technisch schwächer halten, die Neuh, so wollen wir damit nicht sagen, daß die größere Ram freudigkeit der Galtgeber etwa zu unterschätzen wäre; erst wenn

Nähmaschinen.
Reparaturen werden
sachgemäß ausgeführt
bei
W. Grubenbecher,

